

Louise Erdrich
DAS HAUS DES WINDES

Louise Erdrich

DAS HAUS DES WINDES

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gesine Schröder

 aufbau

Die Originalausgabe unter dem Titel
The Round House
erschien 2012 bei Harper, New York.



ISBN 978-3-351-03579-2

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2014

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2014

Copyright © 2012, Louise Erdrich

All rights reserved

Einbandgestaltung hißmann, heilmann, Hamburg

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

KAPITEL EINS

1988

Junge Bäume hatten am Haus meiner Eltern das Fundament angegriffen. Es waren bloß Sämlinge mit ein oder zwei kräftigen, gesunden Blättern. Trotzdem hatten die schlanken Sprosse es geschafft, sich durch Spalten in der braunen Schindelverkleidung zu zwängen, die den Beton verdeckte. Sie waren in die dahinter verborgene Hauswand hineingewachsen, und sie loszubekommen war nicht leicht. Mein Vater wischte sich die Stirn und verfluchte sie für ihre Zähigkeit. Ich benutzte einen rostigen alten Unkrautjäter mit geborstenem Griff; mein Vater hantierte mit einem langen, schmalen eisernen Schürhaken, der wahrscheinlich mehr schadete als nutzte. Er stocherte blindlings überall hinein, wo er Wurzeln vermutete, und produzierte dabei lauter praktische neue Löcher im Mörtel für die Keime vom nächsten Jahr.

Immer wenn ich es geschafft hatte, eins der winzigen Bäumchen herauszuziehen, legte ich es wie eine Trophäe auf den schmalen Gehweg, der das Haus umgab. Eschenpflänzchen waren dabei, Ulmen, Ahorn, Eschenahorn und sogar ein größerer Trompetenbaum, den mein Vater in einen Eiscremebottich pflanzte und goss, falls sich ein Platz finden sollte, um ihn wieder auszusetzen. In meinen Augen war es ein Wunder, dass die Bäumchen den Winter in North Dakota überstanden hatten. Wasser hatten sie vermutlich gehabt, aber wenig Sonne und nur ein paar Krümel Erde. Trotzdem hatte jeder einzelne Samen es geschafft, eine hakenförmige Wurzel in die Tiefe zu treiben und einen tastenden Spross ans Licht.

Mein Vater stand auf und streckte seinen schmerzenden Rücken. Das reicht jetzt, sagte er, obwohl er sonst so perfektionistisch war.

Ich mochte aber nicht aufhören, und als er hineinging und meine Mutter anrief, die ins Büro gefahren war, um eine Akte zu holen, spürte ich weiter den verborgenen Wurzeln nach. Er kam nicht wieder, und ich dachte, er hätte sich ein bisschen hingelegt, wie er es neuerdings öfter tat. Spätestens dann, sollte man meinen, hätte ich als dreizehnjähriger Junge Besseres zu tun gehabt. Doch je weiter der Nachmittag voranschritt, je stiller und leiser es im Reservat wurde, desto wichtiger nahm ich es, jeden dieser Eindringlinge loszuwerden, bis hin zu seiner Wurzelspitze, in der sich die Wachstumskräfte bündelten. Anders als so viele achtlos hingeschluderte Haushaltspflichten wollte ich diese Aufgabe gewissenhaft erledigen. Es erstaunt mich bis heute, wie konzentriert ich bei der Sache war. Ich schob meinen gegabelten Eisenstab so dicht wie möglich an dem holzigen Stängel entlang. Jedes Bäumchen erforderte eine eigene Strategie. Es war fast unmöglich, die Wurzeln im Ganzen aus ihrem uneinnehmbaren Versteck zu zupfen, ohne den Trieb abzubrechen.

Schließlich gab ich doch auf, ging ins Haus und schlich mich in das Arbeitszimmer meines Vaters. Ich nahm das juristische Fachbuch aus dem Regal, das er Die Bibel nannte. Felix S. Cohens *Handbook of Federal Indian Law*. Mein Vater hatte es von seinem Vater geerbt; der rostrote Einband war abgeschabt, der lange Buchrücken gebrochen, und auf jeder Seite gab es handschriftliche Notizen. Ich hatte Mühe, mich an die altertümliche Sprache und die vielen Fußnoten zu gewöhnen. Auf Seite 38 hatte entweder mein Vater oder mein Großvater ein Ausrufezeichen neben den kursivierten Titel eines Falles gesetzt, der mich naturgemäß auch interessierte: *Vereinigte Staaten vs. Dreiundvierzig Gallonen Whiskey*. Ich vermute, dass einer der beiden den Titel genauso lächerlich gefunden hatte wie ich. Trotzdem be-

stärkte mich auch dieser Fall in der Überzeugung, dass unsere Verträge mit der Regierung wie Bündnisse zwischen zwei Nationen waren. Dass die Größe und Kraft, von denen mein Mooshum immer sprach, nicht ganz verloren waren, weil sie, bis zu einem gewissen Grad zumindest, noch immer unter dem Schutz des Gesetzes standen.

Ich hatte mich mit einem Glas kalten Wassers in die Küche gesetzt und las, als mein Vater aufwachte und desorientiert und gähmend zur Tür hereinschlurfte. Trotz seiner großen Bedeutung war Cohens Handbuch kein schwerer Wälzer, und ich zog es schnell auf meinen Schoß, unter den Tisch. Mein Vater leckte sich die trockenen Lippen und nahm Witterung auf, nach dem Geruch von Essen vielleicht, dem Geklapper von Töpfen, dem Klirren von Gläsern oder sich nähernden Schritten.

Was er dann sagte, erschreckte mich, obwohl die Worte für sich genommen belanglos waren.

Wo ist deine Mutter?

Seine Stimme klang heiser und rau. Ich ließ das Buch auf den Stuhl neben mir gleiten, stand auf und gab ihm mein Wasserglas. Er leerte es in einem Zug. Er wiederholte seine Frage nicht, sondern wir wechselten einen Blick, der mir irgendwie erwachsen vorkam, so als wüsste er, dass ich sein Buch gelesen und seine Welt betreten hatte. Er sah mir in die Augen, bis ich den Blick senkte. Eigentlich war ich gerade erst dreizehn geworden. Vor zwei Wochen war ich noch zwölf gewesen.

Bei der Arbeit?, fragte ich, um seinen Blick abzuschütteln. Ich war davon ausgegangen, dass er wusste, wo sie war, dass er es bei seinem Anruf herausgefunden hatte. Mir war klar, dass sie nicht wirklich arbeitete. Jemand hatte sie angerufen, und dann hatte sie gesagt, sie wolle im Büro ein, zwei Ordner holen. Als Spezialistin für Fragen der Stammeszugehörigkeit beschäftigte sie sich wahrscheinlich gerade wieder mit einem Antrag. Sie war die Leiterin einer Ein-Mann-Abteilung. Es war Sonntag, deshalb diese Stille. Die Sonntagsnachmittags-Flaute. Selbst wenn sie an-

schließlich noch bei ihrer Schwester Clemence vorbeigeschaut hätte, wäre Mom inzwischen heimgekommen, um Abendbrot zu machen. Das wussten wir beide. Frauen ahnen gar nicht, wie wichtig den Männern ihre Gewohnheiten sind. Ihr Kommen und Gehen senkt sich uns in jede Körperfaser, ihre Rhythmen in unser Knochengüst. Unser Pulsschlag gleicht sich ihrem an, und wie an jedem Wochenende warteten wir darauf, dass meine Mutter uns auf den Abend einstimmt.

Und deshalb stand ohne sie die Zeit einfach still.

Was sollen wir tun, fragten wir gleichzeitig, was mich schon wieder beunruhigte. Zumindest übernahm mein Vater diesmal die Initiative.

Wir holen sie ab, sagte er. Als ich meine Jacke überzog, war ich trotz allem froh darüber, wie bestimmt das klang – sie abholen, nicht nur suchen, nicht nachsehen, wo sie bleibt. Wir würden losziehen und sie holen.

Sie hat einen Platten, erklärte er. Hat wahrscheinlich noch jemanden nach Hause gebracht und dann einen Platten gekriegt. Diese verdammten Schotterpisten. Wir gehen runter zu deinem Onkel, leihen uns sein Auto und holen sie ab.

Sie abholen, schon wieder. Ich lief neben ihm her. Wenn er erst einmal in Schwung kam, war er noch immer kraftvoll und schnell.

Er war spät Anwalt und dann Richter geworden und hatte spät geheiratet. Auch für meine Mutter war ich überraschend gekommen. Mein alter Mooshum nannte mich Oops; das war sein Spitzname für mich, und leider fanden andere Verwandte ihn witzig. Deshalb werde ich manchmal selbst heute noch Oops genannt. Wir liefen den Hügel runter zum Haus meines Onkels und meiner Tante – einem blassgrünen HUD-Haus, das von schützenden Pappeln und drei edel wirkenden Blaufichten umstanden war. Auch Mooshum lebte dort in einem zeitlosen Dunst. Wir waren alle stolz auf seine extreme Langlebigkeit. Er

war uralt, kümmerte sich aber immer noch um den Garten. Wenn er sich draußen verausgabt hatte, legte er sich zum Ausruhen auf ein Feldbett am Fester – ein Reisighaufen, der vor sich hin döste und manchmal ein trockenes, keckerndes Geräusch von sich gab, wahrscheinlich ein Lachen.

Als mein Vater Clemence und Edward erzählte, meine Mutter hätte einen Platten und wir bräuchten ihr Auto, als hätte er diesen mysteriösen kaputten Reifen mit eigenen Augen gesehen, hätte ich fast losgelacht. Anscheinend hatte er sich selbst einge-redet, dass seine Vermutung richtig war.

Wir fuhren im Chevrolet meines Onkels rückwärts die kiesbedeckte Auffahrt runter und machten uns auf den Weg zum Stammesbüro. Umrundeten den Parkplatz. Leer. Die Fenster dunkel. Am Ende der Zufahrt bogen wir rechts ab.

Ich wette, sie ist nach Hoopdance gefahren, sagte mein Vater. Brauchte noch was fürs Abendbrot. Vielleicht wollte sie uns überraschen, Joe.

Ich bin der zweite Antone Bazil Coutts, aber ich würde es jedem zeigen, der ein Junior oder eine Zahl hinter meinen Namen setzt. Oder mich Bazil nennt. Ich hatte schon mit sechs beschlossen, Joe zu heißen. Mit acht fiel mir auf, dass ich den Namen des Vaters meines Vaters gewählt hatte, meines Großvaters Joseph, von dem ich nur die Eintragungen in den Büchern mit den bernsteingelben Seiten und den trockenen Ledereinbänden kannte. Er hatte uns gleich mehrere Regale dieser Antiquitäten vererbt. Es ärgerte mich, dass ich keinen nagelneuen Namen hatte, der mich von der langweiligen Ahnenreihe der Coutts abgehoben hätte – lauter verantwortungsbewussten, aufrechten, gelegentlich sogar heldenhaften Männern, die in aller Stille tranken, hier und da mal eine Zigarre rauchten, ein vernünftiges Auto fuhren und nur dadurch ihren Kampfgeist unter Beweis stellten, dass sie klügere Frauen heirateten. Ich selbst hielt mich für anders; ich wusste nur noch nicht, wie. Ich wusste bloß, während ich meine Sorgen hinunterschluckte und

wir nach meiner Mutter suchten, die einkaufen gefahren war – nichts weiter, bestimmt nichts weiter –, dass etwas Ungewöhnliches vor sich ging. Die Mutter verschwunden. Das war etwas, das dem Sohn eines Richters einfach nicht passierte, nicht einmal in einem Reservat. Ich hoffte vage darauf, dass zumindest *irgendetwas* passieren würde.

Ich war ein Junge, der es fertigbrachte, einen halben Sonntagnachmittag lang Baumsämlinge aus dem Fundament seines Elternhauses zu pulen. Also hätte ich mich mit der Tatsache abfinden sollen, dass ich eines Tages auch genauso ein Erwachsener werden würde, aber noch wehrte ich mich dagegen. Trotzdem meinte ich, als ich wollte, dass etwas passierte, nichts Schlimmes damit, nur *irgendetwas* eben. Etwas Seltenes. Eine Entdeckung. Einen Bingogewinn. Allerdings war Sonntag kein Bingo-Tag, und es hätte auch überhaupt nicht zu meiner Mutter gepasst mitzuspielen. Und genau das wünschte ich mir – etwas Ungewöhnliches. Weiter nichts.

Auf halbem Weg fiel mir ein, dass der Laden in Hoopdance sonntags geschlossen hatte.

Natürlich! Mein Vater reckte das Kinn vor, und seine Hände umschlossen das Lenkrad fester. Sein Profil hätte auf einem Filmplakat indianisch gewirkt und auf einer Münze römisch. In seiner kräftigen Nase und dem markanten Kiefer lag etwas Klassisches, Stoisches. Er fuhr weiter, denn vielleicht, so sagte er, hatte sie ja ebenfalls vergessen, dass Sonntag war. In dem Moment kam sie uns entgegen. Da! Sie raste auf der anderen Spur an uns vorbei, voll konzentriert, weit über dem Limit, in Eile, zu uns nach Hause zu kommen. Aber wir waren hier! Wir lachten über ihr verkniffenes Gesicht, machten kehrt und fuhren ihr hinterher.

Sie ist sauer, sagte mein Vater und lachte erleichtert. Siehst du, ich hab's ja gesagt. Sie hat es vergessen. Ist einkaufen gefahren und hat vergessen, dass der Laden zu ist. Jetzt ist sie sauer wegen dem verschwendeten Benzin. Oh, Geraldine!

Heiterkeit, Bewunderung und Staunen lagen in seiner Stimme, als er das sagte. Oh, Geraldine! Allein diese zwei Wörter zeigten, dass er meine Mutter immer schon und immer noch liebte. Er war ihr unendlich dankbar, dass sie ihn geheiratet und ihm dann auch noch einen Sohn geschenkt hatte, als er längst glaubte, der Letzte in seiner Ahnenreihe zu sein.

Oh, Geraldine.

Er schüttelte den Kopf, lächelte beim Fahren vor sich hin, und alles war wieder in Ordnung, mehr als in Ordnung. Wir konnten jetzt zugeben, dass uns die ungewöhnliche Verspätung meiner Mutter Angst eingejagt hatte. Wir konnten uns wachrütteln lassen und begreifen, wie sehr wir unsere heiligen kleinen Routinen zu schätzen wussten. So wild ich mir auch im Spiegel oder in meinen Gedanken vorkam – diese einfachen Freuden des Alltags bedeuteten mir viel.

Und jetzt waren wir an der Reihe, ihr Angst einzujagen. Nur ein bisschen, sagte mein Vater, nur damit sie einen kleinen Eindruck davon kriegt, wie das ist. Wir ließen uns Zeit damit, das Auto zurückzubringen, und gingen zu Fuß den Berg hoch, diesmal voller Vorfreude auf die entrüstete Frage meiner Mutter: Wo wart ihr denn? Ich sah es schon vor mir, wie sie die Fäuste in die Hüften stemmte. Wie ein Lächeln hinter ihrem strengen Gesichtsausdruck aufblitzte. Sie würde lachen, wenn wir ihr die Geschichte erzählten.

Wir gingen die unbefestigte Auffahrt hoch. Daneben hatte Mom in einer schnurgeraden Reihe Stiefmütterchen angepflanzt, die sie in Milchkartons vorgezogen hatte. Sie hatte sie schon früh ins Freie gesetzt – die einzige Blume, die Frost vertrug. Als wir näher kamen, sahen wir, dass sie noch im Auto saß. Im Fahrersitz, mit Blick auf das glatte Garagentor. Mein Vater rannte los. Jetzt bemerkte ich es auch, wie sie dasaß – irgendwie steif, erstarrt, verkehrt. Am Auto angekommen, öffnete er die Fahrertür. Ihre Hände hielten das Lenkrad umklammert, und sie starrte blind vor sich hin, genau so, wie sie es getan hatte,

als sie uns auf der Straße nach Hoopdance entgegenkam. Wir hatten ihren unbewegten Blick bemerkt und darüber gelacht. Sie ist sauer wegen dem Benzin!

Ich war dicht hinter meinem Vater. Trotz allem bemüht, nicht auf die welligen Blätter und die Knospen der Stiefmütterchen zu treten. Er legte seine Hände auf ihre und löste vorsichtig ihren Griff. Dann umschloss er ihre Ellbogen, hob sie aus dem Wagen und stützte sie, als sie, noch immer gekrümmt, in seine Richtung kippte. Sie sackte gegen seine Brust, sah durch mich hindurch. Kotze klebte vorn an ihrem Kleid, und ihr Rock und der graue Bezug des Fahrersitzes waren mit dunklem Blut getränkt.

Lauf zu Clemence, sagte mein Vater. Lauf hin und sag Bescheid, dass ich deine Mutter sofort nach Hoopdance in die Notaufnahme bringe. Sie sollen nachkommen.

Mit einer Hand öffnete er die hintere Tür, und dann manövrierte er Mom, als tanzten sie eine Art grausigen Tanz, auf die Kante der Sitzbank und legte sie ganz behutsam hin. Half ihr, sich auf die Seite zu drehen. Sie schwieg, aber fuhr sich mit der Zungenspitze über die aufgeplatzten, blutigen Lippen. Ich sah, wie sie blinzelte, die Brauen zusammenzog. Ihr Gesicht begann anzuschwellen. Ich lief um den Wagen herum und stieg neben ihr ein. Ich hob ihren Kopf an und glitt mit den Beinen darunter. Saß nah bei ihr und legte ihr den Arm um die Schulter. Sie zitterte leicht, vibrierte, als hätte jemand in ihr einen Schalter umgelegt. Ein scharfer Geruch ging von ihr aus, nach Kotze und nach noch etwas anderem, Benzin oder Petroleum vielleicht.

Ich setze dich da unten ab, sagte mein Vater und bog mit quietschenden Reifen aus der Auffahrt.

Nein, ich komme mit. Ich muss bei ihr bleiben. Wir können vom Krankenhaus aus anrufen.

Ich hatte mich meinem Vater, ob in Worten oder Taten, fast nie widersetzt. Aber es fiel uns nicht einmal auf. Da war schon dieser merkwürdige Blick gewesen, wie zwischen zwei Erwach-

senen, für den ich noch nicht bereit gewesen war. Aber das spielte keine Rolle. Jetzt saß ich auf der Rückbank und hielt meine Mutter ganz fest. Ihr Blut klebte an mir. Ich griff nach hinten und zog den alten karierten Quilt herunter, der immer vor der Heckscheibe lag. Sie zitterte so sehr, dass ich dachte, es würde sie zerreißen.

Schneller, Dad.

Schon gut, sagte er.

Und dann flogen wir hin. Er jagte das Auto auf über 140 hoch. Wir flogen einfach.